

Der Bauernführer.

Roman von Franz Kahler.

(Nachdruck verboten.)

Der alte Dörfler war ein eigenartiger Mensch. Um die festzusammengekniffenen Lippen seines großen Mundes spielte, sobald er mit jemandem sprach, ein Lächeln, aus dem man nie klug wurde, ob man einen geriebenen Erzschelm oder einen gutmüthigen, biederen Kerl vor sich hatte. Er sprach wenig, aber mit dem Nachdrucke eines Propheten, wenn es sich um seinen Rath in Wetter- oder Krankheitsangelegenheiten handelte. Die ihm heimlich zugesteckten „Trinkgelder“ der Rathfragenden ließ er stets mit der größten Gelassenheit in seine Tasche gleiten. Und doch schien es, als ob seine listigen Augen manchmal sagten „Ihr dummen Leute, werdet doch nicht alle!“

Bei alledem war Dörfler aber ein herzenguter Mensch. Von den armen Leuten nahm er nie einen Pfennig. In den Gemeindeversammlungen, wo er als Grundbesitzer stimmberechtigt war, trat er stets warm für ihre Interessen ein und verstand es, durch seine verschmitzte, passive Opposition die Bauern und Tschmer manchmal zur Verzweiflung zu bringen. Er frug so lange, bis ihm seine Gegner keine Antwort mehr geben konnten und sie sich ganz offenkundig ins Unrecht gesetzt haben. Dabei stellte er sich so harmlos und bescheiden, daß von einer Herausforderung eigentlich niemand reden konnte.

Zeller's offene und Tschmer's heimliche Anfeindungen konnten ihn so wenig aus seiner Ruhe bringen wie Sturm- oder Hagelwetter, das ihn auf freiem Felde inmitten seiner Herde überaschte.

Stundenlang stand er bei Sonnenbrand oder Regenwetter auf einem Flecke, die Herde bewachend und dabei nicht gedankenmüßig. Er verfolgte mit Interesse die Umwälzungen, die sich in den letzten Jahrzehnen rings um ihn vollzogen hatten. Tschmer's Emporkommen hatte ihn unzählige Male den Kopf schütteln lassen. Stück um Stück der alten, guten Zeit war in Trümmer gegangen, seit dieser Mann seinen Einzug in Hogwitz gehalten hatte. Er sah ihn noch vor sich stehen, diesen armen Fabrikarbeiter, der ehemals über ihm wohnte und ihm manchmal in den Stunden der Entnützung sein Leid geklagt hatte. Was war aus dem ehemals gegen jedermann so höflichen Menschen geworden? Ein großer Herr, einer, der in der Hauptstadt mit den Vornehmen der Welt zu Tische saß und es heut für eine Entehrung angesehen hätte, wenn er nur durch ein Kopfnicken die unterwürfigen Grüße der kleinen Leute beantwortete. —

Vier Monate nach der Wiesenauer Wahlversammlung, dreieinhalb Monate nach Tschmer's Wahl zum Reichstags- Abgeordneten und einen Tag nach dessen Ernennung zum Geheimen Kommerzienrath stand der alte Dörfler in Gedanken verfunken auf dem riesigen Stoppelfelde, das an der einen Seite des „gestohlenen Weges“ sich hinzog. Seine Blicke schweiften von der emsig grasenden Schafherde bald hinüber zu dem weiten Rübenlande, auf dem eine Schaar von Männern, Frauen und Kindern mit dem Eimernten beschäftigt war, bald hinauf zum grauen, einförmigen Septemberhimmel, der die Ebene herbstlich überspannte.

Der Besitzer dieser gewaltigen Landstrecken ringsum, der Herr jener Menschenmenge da drüben, auch sein Herr und der Besitzer seiner Herde, der Dieb dieser langen Chauffeestrecke, er war also Geheimen Kommerzienrath. Daß er ein reicher Mann geworden war, daß er von den abhängigen, armen Leuten in den Reichstag geschickt wurde, war dem alten Schäfer allensfalls verständlich; daß er aber oben- drein noch mit Titeln und Orden ausgezeichnet wurde, das wollte ihm doch nicht in den Sinn. Ja, wenn die in Berlin nur wüßten, was dieser Mann alles auf dem Gewissen habe, wieviel Flüche und Thränen an seinem Reichtume kleben; wie er sie von Haus und Hof getrieben die kleinen Bauern; wie er gleichgiltig er dulde, daß Zeller seine Arbeiter schlechter als das Vieh behandle! Ja, wenn die wüßten, wie er alle betrogen und beschwindelt hatte, die Bauern, die kleinen Leute und die Gemeinde! Wer weiß, ob es dann nicht anders gekommen wäre. Aber

freilich, wo kein Kläger, da ist auch kein Richter. Und wer würde es wagen, ihn anzuklagen, ihm nur mit schwachem Widerspruch entgegenzutreten? Der konnte sein Bündel schnüren und froh sein, wenn damit die Nachsicht dieses Mannes gestillt war. Er hatte es ein paar Mal gewagt, und wie unverstündlich war der Haß, den er dafür gerntet hatte. Jahrelang hatte er um seine Existenz gezittert und als er es wenigstens so weit gebracht hatte, daß ihn Tschmer nicht mehr aus seinem Heimathsdorfe treiben konnte, dann hatte er gefühlt, wie jener Haß sich an seinen Kindern ausließ. Keines derselben durfte auf Tschmer's Gütern beschäftigt werden. Es ging auch so! Sie waren fleißige und brave Kinder, die jeder Bauer gern in seine Dienste nahm. Sein Sohn Wilhelm hatte sogar die erste Tagelöhnerstelle beim Bauer Steinig, und auch die anderen hatten ihr gutes Brot. —

Dann war der Auftritt in der Wahlversammlung gekommen. Tschmer war rasend vor Wuth gewesen und hatte dem Alten die bittersten Vorwürfe über das Verhalten seines Sohnes gemacht. Den Kerl wolle er noch dahin bringen, wohin er gehörte, hatte ihm Tschmer zugehriert. „Hütet Euch vor dem Menschen!“ hatte er dem Vater ins Gesicht gebrüllt, „sonst geht es Euch noch ebenso. Aus Eurem Hause muß der Kerl, sonst werde ich Euch alle noch zum Dorfe hinausbringen! Wenn ich Eure Quacksalberei zur Anzeige bringe, dann wehe Euch! Also noch einmal, aus dieser Gegend mit Eurem Subjekte von Sohn!“

Der alte Dörfler hatte sich gewunden wie ein Kal. „Was kann ich dafür, gnädiger Herr? Ich habe dem Wilhelm seine laffen Reden nicht gelehrt. Und aus dem Hause kann ich ihn nicht jagen, denn er ist schon seit Wochen selbst gegangen und aus dem Dorfe kann ich ihn erst recht nicht treiben, denn der Steinig hält ihn fest. Ich habe keine Macht über ihn, er ist sein eigener Herr und scheert sich den Teufel um meine Befehle.“

Tschmer mußte, wenn auch rasend vor Aerger, dem Alten recht geben. „Macht, daß Ihr fortkommt! Wir sprechen uns noch und nehmt Euch in acht!“

Seitdem hatte Dörfler sich täglich auf seine Entlassung gefaßt gemacht. Um Tschmer nicht noch mehr zu reizen, hatte er seinen Sohn gebeten, nicht allzu oft in sein Haus zu kommen. Denn Tschmer war alles zugutruauen, und er, der alte Dörfler, wollte auf seine alten Tage nicht womöglich noch wegen Kurzsufcherei oder Betrug mit den Gerichten in Verührung kommen.

Sein Sohn hatte ihn ausgelacht. Vor leeren Drohungen habe er keine Angst, und der Tschmer solle es ja nicht zu weit treiben, sonst würde er noch ein kräftiges Wörtchen mit ihm reden schon wegen der Kathinka, seiner Braut! Da er in einigen Wochen Hochzeit halte, und der Steinig ihm schon eine Wohnung in seiner Arbeiterkaserne habe zurecht machen lassen, würde er vorläufig so wie so nicht all zu oft zu den Eltern kommen. Vater und Sohn waren mit einem herzlichen Händedruck auseinander gegangen. . . .

Seit fast drei Monaten waren Wilhelm und Kathinka ein glückliches Paar. Alles schien glatt und fröhlich zu verlaufen; selbst Tschmer mochte im Strudel seines neuen Lebens die ärgerliche Episode in der Wahlversammlung zu Wiesenauer vergessen haben. Er war auch wenig daheim, und das ewige Einerlei des Erwerbes hatte längst jede Spur der politischen Aufregung ausgelöscht.

Da hieß es plötzlich, daß die Untersuchung gegen den unbekanntes Mörder der jungen Magd, die man vor Jahren im Getreidefelde am „gestohlenen Wege“ gefunden hatte, wieder aufgenommen worden sei. Es sollten sich plötzlich neue Verdachtsmomente gefunden haben. Seit einigen Wochen fanden Vernehmungen auf dem Amte statt, die der Amtsvorsteher Tschmer ganz gegen seine Gewohnheit selbst abhielt. Allerhand Gerüchte durchschwirrten die Luft. Die Leute wußten eigentlich alle nicht recht, was sie ausgefragt hatten. Tschmer hatte sie gefragt, meist so, daß er ihnen ein Ja oder Nein direkt auf die Zunge legte; der Amtsekretär hatte ihnen feierlich das Protokoll vorgelesen, und dicht unter die drei Buchstaben „V. g. u.“ hatte jeder, so gut er konnte, seinen Namen oder drei Kreuze gemalt. Auch der alte Dörfler war vernommen worden, und Tschmer

hatte ihm ein paar Mal Fragen vorgelegt, daß es dem Alten eiskalt über den Rücken gelaufen war. Das schien ja beinahe, als ob man ihn im Verdacht habe, das arme, unglückliche Geschöpf, das man in der Nähe seines Hänschens gefunden hatte, ermordet zu haben!

Dann war es auf einmal todtenstill über die ganze Anwesenheit geworden. Wie es hieß, waren sämtliche Aussagen nach Magdeburg an das Gericht geschickt worden, und man glaubte schließlich, die Sache sei nun endgiltig abgethan. —

Am all dies dachte der alte Schäfer, während er regungslos nach dem trüben Horizont jenseits der Stoppelfelder starrte. Die Schafe drängten sich um ihn, mit emsigem, gleichförmigem Geräusch ihre kärgliche Nahrung suchend. Von Zeit zu Zeit erhob sich hier und da ein lautes, vereinzeltes Blöken, dem gleich in allen Tonarten eine duzendfache Antwort folgte. Die beiden Hunde jagten unausgesetzt um die Herde, die vereinzelte und abgefordert stehenden Thiere mit lautem Gebell zum Hausen treibend und dabei meist ganze Schaaren der geängstigten Thiere in ein fluchtähnliches Gedränge versetzend. Dann setzten sie sich lechzend zu den Füßen Dörfler's, ihn mit klugen Augen anblickend und sehnsüchtig Lob oder Tadel oder neue Befehle erwartend. Der Alte schien jedoch heute keinen Blick für sie übrig zu haben; unausgesetzt schaute er in die Weite.

Auf einmal zuckte Dörfler zusammen. Seit einer Weile hatte eine Gestalt, die von Fogwitz her den „gestohlenen Weg“ entlang kam, seine Aufmerksamkeit erregt. Es war eine Frau. Sie näherte sich ihm laufend. Wie es schien, winkte sie ihm zu. Ja, ganz recht, sie winkte ihm! Wie, war dies nicht seine Frau? Gewiß, jetzt erkannte er sie; deutlich unterschied er ihre Armbewegungen und vernahm ihre Stimme, während sie eilends näher kam. Dörfler ging ihr rasch entgegen, gefolgt von der blökenden Herde und den bellenden Hunden, die die scheuen Thiere nach allen Richtungen durcheinanderjagten. (Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Wohlthäter der Menschheit.

Von Georg Hermann.

I.

Eine einsame, ärmliche Krankenstube; auf schmutzigen, zerwühlten Kissen liegt ein todeskranker Mann. Vor dem Bett stehen auf dem einen Stuhl Medizinflaschen. Auf dem anderen sitzt seine Frau und liest ihm scheinbar ruhig aus einem Buche vor. Ihre rothgeweinten Augen irren über das Papier, auf dem die Buchstaben ihr zu tanzen scheinen, hin und wieder huschen ihre Blicke auch zu dem Kranken hinüber. Er darf ja nicht merken, daß sie ihn beobachten, denn er hat es nicht gern.

Der Kranke hat den Kopf zurückgebeugt, so daß der gewaltige rothe Vollbart emporstarrt. Die Wangen und Schläfen sind entsetzlich eingesunken, die Nase schon unheimlich spitz. Die Augen flackern, wie Zerkichter, manchmal hell auf, manchmal scheint der Glanz in ihnen fast zu verlöschen. Der Athem klingt röchelnd und metallisch, als ob man in weiter Ferne Blechgeschirr klappern hört.

Es klingelt. — Ein eingeschriebener Brief! —

„Ah, mein Gehalt! — Gott sei Dank! — Ich wußte, Frau, es würde zur rechten Zeit kommen.“ —

Der Kranke richtet sich mühsam empor und erbricht hastig den Umschlag.

„Herrn Schulz“

theile hierdurch ergebenst mit, daß es mir aufrichtig leid thuen würde, wenn Sie Ihre Thätigkeit nicht voll und ganz wieder aufnehmen könnten, daß ich Ihnen aber in diesem Falle, wie Sie doch wohl selbst einsehen werden, nur das halbe Gehalt zahlen kann.

Hochachtungsvoll.“

Er sank zurück und weinte, schluchzte wie ein Kind.

Siebzehn Jahre in demselben Geschäft als Barocktischschneider gearbeitet, um einen Hundelohn, mit Lust und Liebe gearbeitet, um hundert Mark monatlich. Sein Leben ruiniert, durch die vornübergebeugte Haltung, durch das fortgesetzte Staubschlucken; seine Gesundheit in den äden, dumpfigen Räumen gelassen, und jetzt, da man abgenutzt, abgebraucht, wie ein alter, ausgetretener Schuh auf die Straße geworfen. — Ah! —

„Frau, morgen gehe ich wieder ins Geschäft.“ —

„Richard, bleib doch nur zu Haus, ich werde hingehen und ihn bitten.“ —

„Das wirst Du nicht thun, Frau! Von Lumpen nehme ich keine Geschenke an!! Von —“

Ein Hustenanfall verhinderte ihn am Weiterprechen.

Am nächsten Tage war er im Geschäft.

In einer Woche war seine Beerdigung. —

II.

Die ganze, kleine Stadt ist festlich illuminirt. Der Herr Bürgermeister giebt ein Diner, sämtliche Honoratioren des Ortes sind

versammelt, um einen Gast zu ehren, einen reichen Kaufmann aus einer großen Fabrikstadt. Für ihn giebt man das Fest, denn er ist der Wohlthäter des Ortes, der Wohlthäter der Menschheit.

Kaum haben die Lohndiener mit den Trinkgeldgesichtern die Suppe aufgetragen, als sich der dicke Herr Bürgermeister langsam erhebt, seine wichtigste Amtsmiene aufsetzt und eine wohl auswendig gelernte Rede vom Stapel läßt.

„Meine verehrten Anwesenden!“

Einen herrlichen Tag begrüßen wir heute, einen Tag, der den Bürgern unseres Ortes ewig unvergesslich bleiben wird. Wir haben heute die Ehre und das Vergnügen, einen geliebten Mitbürger, ein Kind unserer Stadt wieder unter uns zu sehen, zu bewillkommen. Einen Mann, der in dem Getümmel der großen Welt seine kleine Heimathstadt noch nicht vergessen hat, der treu an ihr und ihren Bürgern hängt. Einen Mann von edler und herrlicher Gesinnung, geachtet von allen wegen seiner Klugheit, geliebt von allen wegen der Güte seines Herzens. Eine erhabene Gestalt, wohl werth, jenen des klassischen Alterthums an die Seite gestellt zu werden. Und doch ein Mann von echter deutscher Schlichtheit und Bescheidenheit.

Seht nur, wie still und bescheiden er dort sitzt, als ob alle diese Worte nicht ihn, sondern einen anderen beträfen. Und dennoch ist er es, den wir heute hier festlich begrüßen, er, der den armen Waisen dieser Stadt wie ein liebevoller Vater ein Heim geschenkt hat.

Meine Herren! Erheben Sie mit mir das Glas, der Wohlthäter dieser Stadt, der Wohlthäter der Menschheit, er lebe hoch! hoch!! und noch einmal hoch!!! — Hausstapelle Tusch!!!“

Die Galavorstellung.

Von August Strindberg.

Seine Majestät hatte sich bei einer im übrigen wohl gelungenen Eisenbahn-Einweihung einen bösen Magenkatarrh zugezogen, weshalb dieselbe eine Brunnenkur gebrauchen mußte, die denn auch die glückliche Wirkung hatte, daß die Krankheit gehoben wurde. Ein Lichtzieher, der Stadtverordneter war, nahm seine fünf Schwäger mit, und man beschloß, daß das schwedische Volk die Hauptstadt des Reiches illuminiren sollte. Der erste Hofmarschall schickte eine Ordre an das Nationaltheater, daß es durch eine italienische Oper der das schwedische Volk erfüllenden Freude über die Wiederherstellung Seiner Majestät Ausdruck verleihen sollte. Da sich zufällig ein paar deutsche Sänger in der Hauptstadt aufhielten, begegnete sein Befehl keinen Schwierigkeiten. Eine Galavorstellung besteht eigentlich darin, daß man eine alte Oper aufführt, die Armleuchter an den Logenbrüstungen anzündet und ein Verstück vordellamirt. Da keine Oper auf dem Repertoire war, die einige Beziehung auf einen Magenkatarrh hatte, entschloß man sich für „Don Juan“. Das Verstück wurde vom Hofmarschall gleichzeitig mit den Erfrischungen bei den Hoflieferanten bestellt und pünktlich geliefert.

Das schwedische Volk steht natürlich Mann hinter Mann vor dem Billetschalter, aber wenn derselbe eröffnet wird, sind bereits alle Billets ausverkauft.

Am Abend ist dann das schwedische Volk im Theater versammelt. In der ersten Reihe des Parquetts steht die Blume der Nation: niedrige Stirnen, hohe Hemdragen, seine Fracks. Sie haben eine eigene Art auf den Orchesterschaufen zu sitzen, so daß es aussteht, als wenn sie stehen. Seltsame Blumen!

Weiter hinten im Parquet Statisten und Choristen; und auf dem Amphitheater sitzt das schwedische Weib, ausgeschnitten und mit dem Strampensächer verdeckend, was nur bestimmt ist, in Vogelperspektive von den hinteren Reihen gesehen zu werden.

Im ersten Range das Corps diplomatique, eine bunte Versammlung aus den gebildeten europäischen Staaten, die darüber wachen soll, daß das kriegerische schwedische Volk keine Unvorsichtigkeiten begeht. Im zweiten Range Statisten und Choristen, im dritten Range Choristen und Statisten, im vierten Range die Hofdienerschaft und im fünften — ja, das weiß niemand.

Es ist eine trahlende Versammlung, und man kann stolz auf ein solches Volk sein. So sollte die Nation immer repräsentirt werden!

Indessen wird die schwedische Nationalhymne gesungen (das Corps diplomatique nimmt nicht am Gesange theil), und dann tritt der Liebling des Publikums vom Nationaltheater oder auch der königliche Nationaltheater-Intendant auf der Bühne hervor. Er (der Verfasser nämlich) beginnt natürlich mit der gewöhnlichen Erklärung, daß er nicht gelernt habe, zu schmeicheln, aber daß er doch seine Sache so gut machen wolle, wie er könne.

Dann trägt er einen Gruß vom schwedischen Volke vor, das er bei einem Mittag auf Haffelbaden*) kennen gelernt, und erzählt, daß er es sehr glücklich und zufrieden fand und daß es ihn bat, dem König zu melden, daß es immerdar treu und ergeben sein werde. Dann steigt er in seine eigenen Tiefen hinab, kehrt allmählig wieder zum Königshause zurück, vermeidet es gewandt, den unpoetischen Namen der Krankheit zu nennen, und verneigt sich schließlich im Namen des schwedischen Volkes.

Der Vorhang geht für „Don Juan“ auf. Die deutschen Sänger singen aus Leibeskraft, um der Freude des schwedischen Volkes über die wieder hergestellte Gesundheit Seiner Majestät Ausdruck zu verleihen.

*) Ein Restaurant, so „sein“ wie Dreffel.

Was am nächsten Tage im „Staats-Anzeiger“ steht? Ach, wir brauchen nicht zu wiederholen, was so oft wiederholt worden; aber — das es die Herzenmeinung des schwedischen Volkes ist, daran kann niemand zweifeln! —

(Stockholmer „Socialdemocraten“).

Kleines Feuilleton.

— Telegraphie durch den Weltraum. Der „Frankf. Ztg.“ wird berichtet: Eine der Haupt-Sehenswürdigkeiten der nächsten Pariser Weltausstellung wird bekanntlich das Riesenteleskop sein, durch das man „den Mond auf die Entfernung von einem Meter“ zu sehen bekommen soll. Das heißt, es soll ungefähr so sein, wie wenn ein Photograph den Mond in der Entfernung von einem Meter aufgenommen hat und nunmehr die Photographien davon zeigt. Das wird gewiß interessant werden. Vielleicht wird dann ein glücklicher Zufall es fügen, daß man sehen kann, wie die Mondbewohner, wenn es solche giebt, spazieren gehen. Da kann es nicht mehr lange dauern, und man wird mit ihnen auch reden können. Phantasie, Unsinn, werden manche Leute sagen. Keineswegs, erwidern die Astronomen, und zum Beweise veröffentlicht der bekannte Pariser Astronom Camille Flammarion im „Bulletin de la Société astronomique de France“ ein Memorandum, das der gelehrte Physiker Charles Croz schon im Jahre 1869 ausgearbeitet und in dem er kühl und ernsthaft die Mittel einer Verständigung mit den Planeten erörtert und darlegt. Wenn man wie Croz die wissenschaftliche Grundlage für die Phonographie und für die Photographie in Farben geliefert hat, so darf man schon auf Gehör rechnen, wenn man von den Mitteln redet, mit denen man sich von der Erde nach dem Mars und der Venus verständlich machen kann. Als Verständigungsmittel empfiehlt Croz — wie wir einem Aufsatz Max de Ransouty's im „Temps“ entnehmen — den Austausch wiederholter und regelmäßiger Lichtsignale; so verfahren auch die irdischen Telegraphisten, wenn sie die Aufmerksamkeit ihrer Kollegen erregen wollen. Es sind, nach dem Beispiel des Morse'schen Tiktat, Lichtblitze, die mit Regelmäßigkeit wiederholt werden. Sie erregen Aufmerksamkeit, man beantwortet sie, und schließlich verständigt man sich. Herr Croz dachte sich die Sache so, daß man starke elektrische Strahlen benutze und die Weltalls-Telegraphisten — eine bis jetzt unbekante Profession — in hohen Breiten installieren müsse. Er hat sich sogar schon ein Alphabet ausgedacht, nämlich ein System von Lichtblitzen, einfache, doppelte, dreifache, verschiedenartig zusammengesetzte Lichtblitze; man würde sich auch Ziffern zuzählen und schließlich Zahlen. Vielleicht wird auf diese Weise die Erde den Mond lesen lehren. Oder werden die ersten Selektionen vom Monde kommen? Darüber läßt sich natürlich noch nichts sagen. Aber wenn man einmal dazu gekommen ist, Lichtsignale auszutauschen, wird es leicht sein, weitere Experimente auf der Erdoberfläche anzustellen. Man würde zwei solcher Lichttelegraphisten, die einander gar nicht kennen und nichts von einander wissen, an zwei verschiedenen Punkten der Erde installieren und ihnen sagen: „So, jetzt verständigt Euch!“ Sie würden ohne Zweifel, wenn auch mit einiger Mühe, dazu gelangen. Wenn also z. B. ein Franzose und ein Chinese, zwischen denen niemals eine Beziehung bestanden hat, auf eine Entfernung von hundert Kilometern zu einer Verständigung kommen werden, so ist kein Grund vorhanden, anzunehmen, daß sie zuletzt nicht auch mit einem Mondbewohner, wenn es solche giebt, oder mit Venusleuten, wenn es solche giebt, werden sprechen können. Aber angenommen, dies gelinge, wozu soll es dienen? So werden die Szeptiker fragen. Herr Croz antwortet: Zunächst könnten unsere himmlischen Nachbarn in der Physik, in der Mechanik und in der Wissenschaft des Lebens in allen Formen Aufschlüsse geben, die sehr werthvoll wären. Sodann wäre es gewiß höchst interessant, mit unsern Korrespondenten im Weltall eine Art Briefwechsel anzuknüpfen und über ihr Leben und Treiben, Denken und Trachten allerlei zu erfahren. Man würde sich nicht mehr so allein fühlen im Weltraum und wenn man hier eine hübsche Erfindung oder Entdeckung gemacht hätte, könnte man vergnügt die Hände reiben und sagen: „Werden die auf dem Monde aber einmal Augen machen, wenn sie das erfahren!“ Das würde wenigstens unsere Erfinder schadlos halten für den Mangel an Aufmerksamkeit, mit dem man sie zuweilen auf unserer alten Erde behandelt, wo man sich über gar nichts mehr wundert. —

Literarisches.

— Von Georg Hermann, dem Verfasser des Romans „Spielkinder“, ist bei F. Fontane u. Co. (Berlin) unter dem Titel „Modelle“ ein Skizzenbuch erschienen. Es sind Augenblicksbilder weißt, die da durch ein paar Federstriche festgehalten sind. Mit hellen Augen sind sie gesehen, mit Geschmack und technischem Können sind sie gestaltet. Ein eigenes Gesicht zeigt der Autor noch nicht. Aber er ist noch jung, noch nicht verdorben durch eine „Schule“ oder Manier. Als Probe bringen wir an anderer Stelle des „Unterhaltungsblattes“ ein Stück aus der Sammlung: „Der Wohlthäter der Menschheit.“ — Das Buch kostet 1 M. —

Musik.

— or — Opernhaus. Wagner's „Nibelungenring.“ Vorspiel: „Das Rheingold.“ Wie sich im „Rheingold“ die Grundzüge des gesammten Wagner'schen Nibelungen-Dramas finden, so enthält es auch die bedeutendsten musikalischen

Motive, die hier in plastischer Form hervortreten und in den folgenden Theilen der tragischen Handlung immer wieder, wenn auch fortgebildet und mannigfach modulirt, erscheinen und den Widerstreit der typischen Mächte und Leidenschaften charakterisiren. Die heitere Annuth des dreistimmigen Rheingoldergesanges, das aufjubilende glänzende Fanfarenmotiv des Rheingolds, der jubelnde Gesang, womit die drei Nixen das im Sonnenstrahl erglühende Gold begrüßen, das Ringmotiv, da die Rheintöchter dem Nibelungen Alberich die Weltherrschaft des Ringbesizers verrieth, das Motiv der Liebes-Entsagung, das majestätische Walhallmotiv, die Motive der holden Liebes- und Lichtgöttin Freia, der wichtig plumpen Riesen, der die „Götterdämmerung“ geheimnißvoll ankündigenden Mahnung, des in dämonischer Chromatik auf- und niedertauchenden Feuergottes Loge und des wie aufzuckende Flämmchen wirrenden Feuerzaubers, der Schmiede-Arbeit der Nibelungen und des Tarnhelms, des schwerfällig kriechenden Lindwurms, des flüchtigen Alberich's, Erda's und der Nornen, des Gewitterzaubers und des Regenbogens, des mit der Rheingold-Fanfane im Klange sehr verwandten göttlichen Schwertes — alle diese prägnant charakteristischen Motive, um nur die hauptsächlichsten zu nennen, treten im „Rheingold“ hervor und beherrschen so das ganze Musikdrama. Es bleibe hier unerörtert, ob dieser scheinbare Reichtum für alle diejenigen, welchen als Ursprung und wesentlichste Bedingung aller Musik die Melodie gilt, eigentlich Armuth der Ideen mit Recht bedeuten könne; es bleibe die Frage unbesprochen, ob die prachtvollsten instrumentalen Künste das auszudrücken und zu ersetzen vermögen, was nur dem herrlichsten unserer physischen Natur, der menschlichen Stimme als Quelle der Melodie, zu sagen gelingen kann. Die Zeit wird aus diesem unermeßlichen Meere subjektiver Musik erhalten, was künstlerisch echt und wahr ist, alles übrige wird, erschöpft durch und in sich selbst, der Vergessenheit entgegen eilen. Stets jedoch bedarf diese in ihrem prophetischen Tone etwas wellfremde Musik zur lebendigen Wirksamkeit einer begeisterten Ausführung; und wir gestehen, diese ist ihr schon beim Beginne der Tetralogie diesmal seitens des Künstlerpersonals der königlichen Oper zu theil geworden. Vor allem steigerte das Orchester unter Führung Weingartner's alle Anforderungen an sich selbst und übertraf sie als vielköpfiger, einziger Künstler. Der Loge Vogl's ist durch die musterhafte Deutlichkeit des Wortes, die reiche Bereichsamkeit seiner mimischen und Geberdenausdrucksmitel und die unantastbare musikalische Makellosigkeit eine Leistung persönlichsten Gepräges. Herr van Noy besitzt für den Wotan die wichtige Majestät der Erscheinung, eine in der Mittellage und Höhe frei und mächtig ausströmende Baritonstimme, welche vorläufig zuweilen nach den Wirkungen affektirten Schönfindens strebt. Seine Deklamation wird von bedeutender Intelligenz belebt und von manchmal mächtig hervorbrechender Empfindung beseelt. Des Künstlers Namen wird bald internationalen Klang haben. Der Alberich des Herrn Friedrich's ist eine faszinirende schauspielerische Darbietung, die an dämonischer Kühnheit bis über die Grenzen des Schönen und Charakteristischen hinausgeht. Gesanglich jedoch bleibt der Künstler, zugleich ein Muster der Bayreuther Singausbildung, hinter den Anforderungen der Rolle des düsteren Nibelungen zurück. Für den Fluch, den Höhepunkt des Abends, brachte er nur mehr die Heiserkeit erschöpfter Stimmbänder auf. Mit ebtem Tone, dessen Weichheit das Tremolo droht, sang Frau Heink die geheimnißvolle Warnung der Erda. Den genannten Gästen, welche ihre Partien auch in den heurigen Bayreuther Festspielen darstellten, gefelhten sich mit vollem künstlerischen Verdienst die Angehörigen unseres Opernpersonals: die Damen Goetze (Frida), Hiedler (Freia), Herzog, Rothauer und Deppe (Rheintöchter), die Herren Bachmann (Donner), Philipp (Froh), Liebman (Mime), Krafa und Mödlinger (Fasolt und Fasner). Der Beifall am Schlusse des Vorspiels, das sich ohne Unterbrechung abspielt, war ehrlich und verdient. —

Kunstgewerbe.

— Preis ausschreiben. Die Redaktion der neugegründeten „Decorativen Kunst“ in München veranstaltet ein Preis-ausschreiben für den Entwurf zu einer transportablen elektrischen Tischlampe und setzt drei Preise in der Höhe von 100 M., 50 M. und 25 M. fest. Die Arbeiten sind bis 1. November in korrekten Zeichnungen an die genannte Redaktion in München, Raubachstr. 22, einzureichen. Die näheren Bedingungen der Preisvertheilung sind aus dem ersten Hest der „Decorativen Kunst“ ersichtlich. —

Geschichtliches.

— Zur Charakteristik Metternich's. Am 2. April 1848 schreibt Justinus Kerner (siehe dessen eben erschienenen Briefwechsel mit seinen Freunden) an Sophie Schwob: „... Den Metternich (den Staatskanzler) nahm ich in meinen Thurm auf, in dem Graf Helfenstein vor seiner Hinrichtung durch die Bauern gefangen saß. Das ist ihm ominös; es ist ihm unheimlich und mir sein ganzes Wesen unheimlich, besonders sein unverschämtes Liberalthum. Er behauptet: Nur sein Wunsch, daß Deutschland eine Republik werde, den er immerdar begehrt, habe ihn zu dem illiberalen System gebracht; nur so habe sich Deutschland so mächtig und kraftvoll erheben können. Das sei sein Werk und von ihm geflüstert so durchgeführt. Er ruhete nicht, bis ich auf meinen Thurm eine rothe Fahne steckte. Er versprach mir ein Stück

faß vom besten Johannisberger, aber bis sein Schreiben nach Johannisberg kam, war der Keller schon durch die Nassauer in Beschlag genommen. So muß ich mich überall nur mit Gnadenbezeugungen begnügen, die nie in Erfüllung gehen. Das ist das Loos der Dichter, wie es schon Schiller besang.

Notabene. Metternich spielt die Geige sehr gut. Es ist noch eine alte von Niembch (Nik. Lenau) im Thurm. Auf dieser spielt er immer die Marsellaise und pfeift dazu konvulsivisch im Mondenschein. —

Physiologisches.

K. Hunger- und Durstzentren im Gehirn. Durch die Untersuchungen der Professoren Frisch, Hise und S. Munk hat die Wissenschaft gelernt, bestimmte Theile des Gehirnes als "Centren" bestimmter Lebensfunktionen anzusprechen. Wir wissen, daß das Sprachvermögen, das Sehvermögen u. s. w. an bestimmte Gehirnpartien gebunden ist und daß mit Zerstörung dieser Partien zugleich die daran gebundene Lebensfunktion aufhört. Diese Wissenschaft hat gar bald für die praktische Medizin reiche Früchte getragen, indem sie in allererster Linie der Gehirnochirurgie erst die Basis für ein zielbewußtes Operiren geliefert hat. Im "Clinical Society of London" bespricht jetzt Dr. Stephan Paget eine Anzahl von Gehirnverletzungen und Gehirn-erkrankungen. Bei 8 von den beobachteten Patienten trat plötzlich ein furchtbarer Heißhunger auf, bei drei Kranken stellte sich neben dem Heißhunger auch ein äußerst heftiger Durst ein und bei drei anderen Patienten trat nur ein unstillbarer Durst auf. Es handelte sich theils um Schädelbrüche, theils um Gehirnabesse. Dr. Paget folgert aus diesen Fällen den Beweis für das Vorhandensein von besonderen Hunger- und Durstzentren im Gehirn, und da in drei von den beobachteten Fällen zugleich schwerere Störungen des Sprechvermögens auftraten, folgert Dr. Paget weiter, daß die Hunger- und Durstzentren in der Nähe der Sprachzentren liegen. Da übrigens keiner der beobachteten Fälle tödtlich verlief, können nach Paget's Meinung die Hunger- und Durstzentren nicht in unmittelbarer Nähe von lebenswichtigen Zentren gelegen sein. —

Aus dem Thierreiche.

— Im Zoologischen Garten ist vor wenigen Tagen ein Thier eingetroffen, welches in wissenschaftlichen Kreisen das größte Interesse erregt. Es ist ein Pavian, der aus den Gebieten stammt, welche am Nordoststrand des Tanganjika-Sees in Ostafrika liegen und der in Udjiji, auf der deutschen Station, gefangen wurde. Dieser Pavian ist der echte Langheld's Pavian, Papio Langheldi Mtsch., der sich durch seine tiefgefurchten Wangen, die dunkle Färbung und den langen Schwanz auf den ersten Blick von dem gleichfalls im Garten befindlichen grauen Küsten-Pavian von Deutsch-Ostafrika, Papio Toth unterscheidet. Die Pavian-Sammlung des Berliner Gartens enthält augenblicklich außer diesen zwei Arten noch fünf verschiedene Typen. —

Meteorologisches.

ie. Eine Bestimmung von Wolkenhöhen mit elektrischen Scheinwerfern hat der amerikanische Meteorologe Cleveland Abbe schon vor einigen Jahren vorgeschlagen, besonders für die auf andere Weise schlecht bestimmbarcn Schichtwolken (Stratus-Wolken oder auch sogenannte „gehobene Nebel“). Er wollte einen elektrischen Scheinwerfer derart aufstellen, daß seine Strahlen senkrecht auf die Höhe geworfen wurden, dann sollte von einem anderen in nicht zu weiter Entfernung gelegenen Punkte aus der Winkel gemessen werden zwischen der Horizontalen und dem auf der Wolke erscheinenden Reflex des elektrischen Lichtes, dann wäre die Höhe der Wolke durch einfache Rechnung zu bestimmen. Erst jetzt ist die Lichtstärke der elektrischen Scheinwerfer durch die neueste Entwicklung der Elektrotechnik derart gesteigert, daß Abbe an die Ausführung seines Planes denken kann. In erster Linie werden Versuche in Häfen an der Seelüste vorgeschlagen, wo man ein Interesse daran hat, sich des Vorhandenseins und der Entwicklung von tiefliegenden Nebeln zu vergewissern; durch das neue Verfahren wird dies mittels des Scheinwerfers unbedingt möglich sein. Abbe selbst machte einen Versuch mit einem elektrischen Scheinwerfer auf dem Mount Low unweit des Ozean-Los Angeles in Kalifornien, welcher ein ebenso interessantes wie schönes Schauspiel geboten haben muß. Wenn der Lichtkegel die Wolken traf, so wurden diese alsbald leuchtend, so daß man jede Einzelheit ihrer Gestalt und Bewegung erkennen konnte. Ziel der Schein auf niederfallenden Regen, so schien der ganze Strahlenkegel zu erglänzen, als ob er aus geschmolzenem Metall bestünde. Abbe erwartet von derartigen Experimenten besonders interessante Erfolge für die Meteorologie, indem die Bildung und Bewegung der Nebel und Wolken zur Nachtzeit mit dem elektrischen Scheinwerfer genau untersucht und die Höhe, in der die erste Bildung des Nebels vor sich geht, und die Art seiner allmählichen Ausdehnung nach oben und nach unten bestimmt werden kann. —

Bergbau.

— Dnyglager in Kentucky. Die „New-Yorker Handelszeitung“ berichtet: Bis jetzt kannte man hier zu Lande nur in

Arizona, Arkansas und Virginien Dnyglager von nennenswerther Bedeutung. In Arizona, wo man die reichsten Lager fand, liegen diese ziemlich weit von der Eisenbahn weg, wodurch die Zufuhr des werthvollen Steins bedeutend kostspieliger wird. Die Nachbar-Republik Mexiko besaß früher wundervolle Dnyglager, die jedoch seit fünf Jahren fast ganz erschöpft sind, und die verhältnismäßig kleine Menge Dnyg, die aus Mexiko ausgeführt wird, erfährt durch Zollgebühren hohe Vertheuerung. Unter solchen Umständen erscheint die Entdeckung großer Dnyglager im Staate Kentucky ganz besonders wichtig. Diese Lager sollen sogar die reichsten ihrer Art sein, die je bekannt waren. —

Humoristisches.

— Der große Mann. Vor einer halben Stunde hatte das Dienstmädchen dem hervorragenden Chemiker und ordentlichen Professor Dr. v. Schachtlhuber den Kaffee gebracht. Nun erhob er sich stureich lächelnd, um selbigen zu genießen. Aber halt — da fehlt die Zuckerbüchse! Hatte nun seine Gattin das braune Labfal schon gleich gezuckert? Oder lag ein Versehen des Dienstmädchens vor? Prof. Dr. v. Schachtlhuber dachte angestrengt nach, ohne zu einem Resultat zu kommen. Doch ward dadurch seine geistige Kraft nicht gebrochen. Ins Unvermeidliche mit stoischer Gelassenheit sich sügend, entnahm er der Tasse ruhevoll zwei kleine Proben, füllte sie in Reagenzgläschen und durchsichtigte sie nach den Regeln der Wissenschaft. Nach 25 Minuten stand fest, daß weder nach Trommer, noch nach Nylander ein Anhalt für das Vorhandensein von Zucker zu gewinnen war. Da freute sich der große Gelehrte herzlich und aufrichtig, daß durch die Fortschritte der Wissenschaft so komplizirte Fragen in verhältnismäßig kurzer Zeit zu lösen sind, und ließ sich seine Freude durch den kalten ungezuckerten Kaffee nicht verbittern. —

— Das Lieblingsgespräch der Fürkinnen. Fürstin (zu zwei anderen, die mit ihr am Kaffeetisch sitzen): „Mein, mit den Dienstmoten heutzutage ist es rein nicht mehr zum aushalten, elf Minister haben wir in diesem Jahre schon fortjagen müssen!“ („Simplicissimus.“)

Vermischtes vom Tage.

— Nach dem Bericht eines Wiener Blattes hat sich der deutsche Kaiser zu Ludwig Barnay geäuert, er habe die Absicht, das Wiesbadener Hoftheater zu einer Art schauspiel-erischem Bayreuth zu machen, wo alljährlich eine Reihe Mustervorstellungen klassischer und patriotischer Schauspiele „muster-gültig“ zu geben sei. —

— In Cleve steckte ein Hotelbesitzer sein Haus an und erhängte sich sodann. Der Brand wurde bald gelöscht. —

— In Mainz stürzte ein Mehgerburche bei dem Herausheben eines Schweines in den mit lodendem Wasser gefüllten Kessel. Er wurde so furchtbar verbrüht, daß ihm das Fleisch in Fetzen vom Körper abfiel. —

— „Feine Abgötterei ist, wenn Einer Stadtrath werden will“, sagte unlängst eine Schütlerin in Kaiserslautern, als man sie auf die Probe stellte, ob sie den Unterschied zwischen grober und feiner Abgötterei weg habe. —

— Vom Zeitungsstempel. Im Jahre 1895 haben in Wien 118 Zeitungen 1 029 083 Gulden an Stempelgebühren zahlen müssen. —

— In Nadschin bei Rauchen (Oesterreich) hat ein Forstadjunkt eine Wirthstochter, weil sie ihm einen Kuß veweigerte, von rückwärts erschossen. —

— Bei der Budapester Festlichkeit soll es sehr stark ge-rochen haben. Es war das Naphthalin, mit welchem die magyrischen pelzverbrämten Prunkkleider eingestäubt waren. —

— In der Zuckerrabrik von Botsalu (Siebenbürgen) ist eine Kesselerplosion erfolgt, wobei 16 Personen getödtet und zahlreiche andere verletzt wurden. —

— Von der Pariser Julisäule stürzte sich am Sonnabend eine dreißig Jahre alte Frau herab. Sie war auf der Stelle todt. —

— Belgische Blätter berichten, daß die vor einiger Zeit in den großen Waldungen und Gaiden der Provinz Lüttich an der preussischen Grenze angelegten, aus ihrer englischen Heimath eingeführten rothen Vorkühner sich rasch vermehrt haben und mit Erfolg auf der Höhe des Holay, sowohl auf preussischem wie auf belgischem Gebiete, gejagt werden. —

— In Maidotone (Kent, England) herrscht der Typhus infolge einer Verunreinigung des Wassers durch die Abwässer aus den Hopfenplückerlagern. Bisher sind 825 Fälle vorgekommen, von denen 15 tödtlich verliefen. Täglich werden gegen 50 neue Fälle gemeldet. —

c. e. Cánovas im Fegefeuer. Der Bischof von Havana (Kuba) hat seine Diocesanen einen Hirtenbrief gerichtet, in dem die Kirchkinder aufgefordert werden, einer Seelenmesse für das Seelenheil des erschossenen Ministerpräsidenten Cánovas del Castillo beizuwohnen, der sich wegen seiner vielen Sünden wahrscheinlich im Fegefeuer befinde. —